

**CURT WIESPOINTNER**

## **BEQUEM WAR ER NIE**

Seltsam: Wird man gebeten, über einen Großen der Kunst, mit dem man sehr eng befreundet gewesen ist, 30 Jahre nach seinem Tod Persönliches zu berichten, dann sagt man gerne zu: Denn es gibt ja wohl nur wenige, die all das wissen können, was man selber weiß – und es gibt andererseits gewiß viele, die davon hören wollen.

Aber wenn man dann an der Schreibmaschine sitzt und beginnen sollte, mag man nicht mehr so recht. Der Kurt Absolon war – das stimmt nach 30 Jahren noch immer – mein bester Freund, vielleicht überhaupt der einzige. Aber – und das wird mit jedem Jahr klarer – er war als Zeichner und Maler einer der wirklich Großen in einem Land, das Klimt, Schiele und Kokoschka hervorgebracht hat.

Da sitzt man, bedenkt all das, hat seine Erinnerungen vor sich liegen – und wird plötzlich ganz unsicher: Hat das denn überhaupt noch Bedeutung? Ist es nicht bloß Wichtigtuerei, wenn man erzählen wollte, wie er mit dem Nagel des kleinen Fingers die Asche von seiner Zigarette abzustreifen pflegte? Und würde es nicht jenen gewaltigen Kitschbrei aufrühren, der heute so geliebt ist, wollte man sich rühmen, vielleicht als einziger genau zu wissen, wie er zur Kunst von Matisse stand?

Wenn es so war: Was kann man tun?

Da fiel mir ein: Wenn man schon die Aufgabe hat, Persönliches von ihm zu berichten, könnte der richtige Weg doch der sein, Dinge, die man mit ihm oder neben ihm erlebt hat, nicht einfach zu erzählen –, sondern sie Reaktionen von Leuten der Gegenwart gegenüberzustellen, die heute in jener Situation

sind, in der er damals war: auf dem mühsamen Weg von der ersten Stufe zur nächsten.

Vielleicht versteht man Perioden der Zeit wirklich dann am besten, wenn man andere danebenstellt. Vor 2 oder 3 Jahren hatte ich ein Gespräch mit zwei jungen, sympathischen Malern. Sie erzählten mir – ich war damals Manager in einem großen internationalen Konzern – wie genau und präzise sie sich auf die Kontaktaufnahme mit potentiellen Käufern vornehmlich aus dem Bereich der Wirtschaft vorbereiteten: Eine seriös recherchierte Telefonkartei mit Randnotizen über Eigenheiten der hoffentlich kunstfreudigen Herren; ein kluger Plan, wann denn wohl eine erste Kontaktaufnahme erfolversprechend sei, in welchem Abschnitt des Monats, an welchem Wochentag, um welche Uhrzeit. Dazu auch die Überlegung, in welcher Kleidung man sich wohl, die Mappe unter dem Arm, vorstellen sollte – und einiges noch. Als ich ein paar Tage später zufällig durch jenes Viertel ging, das in Wien heute unter dem Begriff ‚Bermuda-Dreieck‘ bekannt ist, fiel mir dieses Gespräch ganz spontan wieder ein.

Der Textilladen, von dem ich rede, existierte zwar nicht mehr, die Erinnerung an ihn in mir aber umso vehementer: weil alles so köstlich war. Die fröhlichen Fakten:

Es war eines Tages – und das mag 40 Jahre her sein – für den Kurti unumgänglich nötig, ein Sakko zu besitzen. Ausweg gab es keinen, denn es sollte ihm in würdigem Rahmen ein Kunstpreis verliehen werden. Aber ein solches Sakko besaß er nicht. Also gingen wir – es war sein Entschluß, da die Sache

nicht viel kosten sollte – ins Textilviertel. Der Merkantilist, dessen Laden er erkoren hatte, befand sich allerdings in einer Art Notstand, denn er konnte nichts Passendes anbieten. Das mochte durchaus am Kurti gelegen sein, denn er war klein und von untypischer Gestalt. Nichtsdestoweniger kämpfte der Handelsmann um seine Chance und legte seinem Opfer am Ende einer mühseligen Produktpäsentation ein wahrhaft überdimensioniertes Sakko um die Schulter, weil er da offenbar ein gewisses Gefallen am Design entdeckt hatte.

Das – bleiben wir beim Wort – das Opfer drehte sich recht unentschlossen hin und her, wollte nicht so recht – der Merkantilist spürte die Gefahr, raffte kurz entschlossen und blitzschnell das traurig hängende Textil mit seiner gräßlichen Überweite hinter dem Rücken des Opfers zusammen, zeigte auf das wundersam veränderte Spiegelbild des skeptisch blickenden Kurt Absolon – und sagte den königlichen Satz: Was wollen Sie? Alles in Ordnung! Nur 's Hemd paßt nicht dazu!

Das Opfer akzeptierte stumm, kaufte, bezahlte (gewiß auch die Überweite) – und trat in dieser Gewandung am nächsten Tag unbekümmert zur Entgegennahme seines großen Preises an.

So war er. Aus diesen Ecken kamen sie damals (denn er war nicht als einziger so, wenn auch ein besonders herrliches Exemplar). So ernst die Zeiten waren – es mangelte ihnen durchaus an Ernsthaftigkeit: vielleicht die höchste Stufe der Weisheit. (Schreibtaktiker von heute hätten damals empört ihre Köpfe geschüttelt: Sie, die ihre Tiefsinnigkeit

sofort geschickt in die Bekundung verpacken, der, über den zu berichten ist, habe ein archaisches Schicksal und aus diesem erwachse die tiefe Geistigkeit seines Oeuvres – und jetzt soll's losgehen damit, darf ich also beginnen...? Diese Leute, meine ich, hätten die Sakkogeschichte nicht so recht gemocht).

Apropos Ernsthaftigkeit: Unlängst sagte mir eine Dame, die es wissen muß, daß eigentlich viele Theaterstücke jüngerer Autoren im Prinzip das gleiche Thema hätten:

Einige jüngere Leute sitzen beisammen und debattieren. Da kommt die Schockmeldung, eine Atomkatastrophe bahne sich an. Daraufhin ziehen sie sich – wie auch immer – in einen Keller, in eine Art Höhle zurück und führen dort bei Wasser und Kerzenlicht sehr dramatische Endzeitdebatten. Nach etwa drei Stunden kommt Entwarnung: Die Atombombe wird nicht fallen. Sie kriechen wieder ins Freie. Das Stück ist aus.

Bei ihm war es so, daß er nur zeichnen und malen wollte. Aber natürlich brauchte er auch Geld. Und das ließ sich wenige Jahre nach Kriegsende am ehesten bei handfesten Arbeiten verdienen. Lange Zeit schaufelte er in einer Fabrik in Schwechat Soda-Berge von einer Lagerstätte zur anderen – und lange Zeit schleppte er Zementsäcke auf der Großbaustelle Westbahnhof. Da gingen ihm dann abends manchmal die Nerven durch: wenn er – ohnehin übermüdet – noch zeichnen wollte, es aber nicht konnte, weil ihm die Hände von der schweren Arbeit zitterten. Später fand er einen Job als Zusteller in einer Kli-

scheeanstalt. Aber sie gaben ihm dort einen Motorroller als Zustellfahrzeug, ein wahres Rüttelmonster auf den schlechten Straßen. Abends war es dann fast noch ärger mit seinen Händen. Aber ich kann mich auch nicht an eine einzige Stunde erinnern, in der so etwas wie Bunkerstimmung aufgekommen wäre. Lästerliches Fluchen – o ja, aber mehr war nicht. „Life' mußte 'on' gehen. Und weder er noch andere fügten hinzu: I forgot just why.

Aber es soll ja darüber berichtet werden, wie er so war, wenn der Tag einfach dahinflief. Viel gab es nicht. Und die Gag-Erfinder zum Leben von Personen öffentlichen Interesses gab es auch nicht, sonst könnte man immerhin auf sie zurückgreifen. Und zuguterletzt war er keine Person öffentlichen Interesses: Sackgasse –.

Man muß sich darauf verlassen, was an Erinnerungen herausfällt, wenn man das eigene alte Fell ein wenig schüttelt.

Bridge, zum Beispiel, scheint ihn nicht sehr bewegt zu haben. Ich erinnere mich, daß er zu uns kam, als seine Frau Deli zur Geburt der – nachmaligen – Iris in die Klinik gebracht worden war. Er war logischerweise nicht angesagt gewesen, er aß mit uns zu Abend. Aber ich mußte dann zu einer vereinbarten Bridge-Runde, während meine Frau mit unserer kleinen Tochter daheim blieb. Also lud ich ihn ein, mitzukommen. Willig, wie er war, tat er das. Und nach einer halben Stunde Bridge im Kaffeehaus schlief er zwischen ‚7 sans atout‘ und seiner eben werdenden Tochter ganz tief und fest ein.

Schlafen war übrigens sein ganz eigenes Geheim-

nis: Wir hatten uns 1947 im Schloß Leopoldskron in Salzburg kennengelernt, wo die Amerikaner mit ihrem unnachahmlichen Sinn für Realitäten dankenswerterweise eine Art Erholungs-Center für junge österreichische Künstler und Wissenschaftler eingerichtet hatten. Einziges Ziel: Ordentlich und viel essen, ein neues Ambiente – der Geist kommt dann schon auf Touren. Der Kurt Moldovan, der Wander Bertoni, der Leopold Rosenmeyer und viele andere genossen dort unter der lenkenden Hand der bezaubernden Justine Krünes schöne, sehr schöne Wochen. Und natürlich stand dort, im Flair von Max Reinhardt, Kultur regelmäßig auf dem Programm: Wer da war, durfte zeigen, was er konnte.

Eines Abends gab es im Chinesischen Salon des Schlosses einen Musikabend, gestaltet von jungen Musikern, die ebenfalls Gäste waren. Es war sehr stimmungsvoll, Kerzenlicht, goldene Sesselchen, ein kleiner, intimer Kreis. Darunter wir beide. Wir saßen in der zweiten Reihe, er rechts neben mir – aber das nur bis etwa zur Mitte der recht weihevollen Veranstaltung. Denn da geschah folgendes: Während einer Violin-Sonate stand er behutsam auf, schob seinen goldenen Sessel lautlos zurück, schob auch mich ein wenig zur Seite – und hatte nun Platz, sich auf den grünen Teppich zu unseren Füßen zu legen. Dort schlief er sofort und ganz tief ein.

Alle sahen es, niemand sagte etwas. Das Finale gelang nach Wunsch. Ich erinnere mich noch genau: Wir standen nachher beisammen, die Künstler wurden beglückwünscht, man sprach über den Abend – und ein paar Meter weiter lag er wie ein Baby auf

dem grünen Teppich und schlief den Schlaf des – wahrhaft – Gerechten.

Apropos Leopoldskron: Es war ein Schlaraffenland. Amerika hat damals für uns windige, dünne Mädchen und Knaben viel getan, und wir haben oft an Max Reinhardt gedacht, in dessen Haus wir ja lebten. Nie hat sich jemand, dem soviel angetan wurde, nobler revanchiert als er mit diesem open house. Alles war im Überfluß vorhanden, wir lernten – kaum jemand von uns war weit über zwanzig – Dinge kennen, die wir einfach nicht gekannt hatten. Und alles war gratis. Nur Zigaretten nicht.

Ich selber war damals zu etwas Geld gekommen, oft gingen wir abends über das Schartentor nach Salzburg hinein und verbubelten es bei vielen Gläsern eines unschuldig dünnen Biers, für das sich eine Bierstadt wie Salzburg heute zu schämen hätte. Das ließ sich finanzieren. Zigaretten nicht. Sie waren das heimliche Zahlungsmittel der Arrivierten und dementsprechend teuer. Also legte sich der Kurti eine Pappschachtel zu, in der früher – ich sehe sie noch vor mir – Dreieckskäse verpackt gewesen war. Darin sammelte er Reste von Chesterfields, Lucky Strikes und Marvels, die von wohlhabenderen Insassen des Schlosses achtlos liegengelassen worden waren. Als Zigarettenpapier mußte der Rohstoff amerikanischer Zeitungen herhalten, er war dünner und schmiegsamer – und mir fällt das jetzt deshalb ein, weil er Papierprobleme auch beim Malen hatte: da er nichts anderes besaß, malte er auf ganz gewöhnliches Packpapier – und zwar Ölskizzen! Dazu kam eine höchst begrenzte Anzahl von Ölfarben, die er

besaß. Schließlich konnte man von den Amerikanern nicht erwarten, daß sie auch Malfarben ins perfekte Service miteinbezogen. Aber es war alles sehr einfach: Farben, die er nicht hatte, kamen einfach in seinen Bildern nicht vor.

Ich glaube, die meisten Skizzen aus dieser kurzen Zeit besitze ich selber: Bilder, die ich zu seinen ganz wichtigen zähle, weil sie zeigen, wie man gräßliche äußere Widerstände, die sich schon in den öden Packpapierhintergründen ihrerseits zeigen, einfach überwindet, indem man sie nicht zur Kenntnis nimmt. Mir fällt das manchmal ein, wenn ich höre oder lese, daß Leute da und dort sagen: Wenn der Staat meine Kunst haben will, dann soll er mich gefälligst subventionieren. Aber es soll jetzt ja nicht – ich entdecke diese Gefahr in diesem Augenblick – der Eindruck entstehen, er sei ein großer Dulder gewesen: Manchmal ja, meistens aber nicht. Seltsamerweise war er es am ehesten dort, wo niemand von uns anderen es gewesen wäre. Wenn er zum Beispiel einmal im Jahr in die Albertina pilgern und dem dortigen Meister, der ein Genie im Erkennen guter, starker Blätter war, seine Mappe vorlegen durfte, dann war er milde wie ein Lamm. Obwohl er wußte, dieser Meister würde zwei oder drei Blätter der besten Art auswählen – und damit, zum Segen der Kameralistik, den Förderungsbeitrag, den er erhielt, raffiniert ausgleichen, so bescheiden diese Summe auch war. Wer ihm da zur List raten wollte, doch nicht die besten, die allerbesten Blätter zu präsentieren, der hatte keine Chance. Solche Listen mochte er nicht. Er ging, im Gegenteil, mit den besten Blättern dorthin – und dort

sind sie heute noch immer. Er ist heute jedenfalls wahrhaftig kein Schuldner der Republik, sondern, von Jahr zu Jahr mehr, ein Gläubiger. Da war er, wie gesagt, ein wirklicher Dulder.

Etwa in gleicher Art besaß er auch die Gabe zum harmlosen Grimm: Wenn es auch an dieser Stelle fast wie eine rechte Banalität klingt, fällt mir etwas ein, das erzählenswert scheint, zumal an der Sache niemand sonst die Schuld trägt als ich selber:

Ich war, zugunsten meiner kleinen Tochter und einer Schar ebenso winziger Freundinnen und Freunde, ein recht begabter Kasperltheater-Spieler: einfach deshalb, weil ich mit einem gewissen Geschick verschiedene Stimmen nachmachen konnte, zum Beispiel auch die des Krokodils. Keinesfalls zufrieden allerdings war die liebenswürdige Horde mit dem Bühnenbild, das ich offenbar zu liederlich gefertigt hatte. Infolgedessen bestand sie – Rädelsführerin unsere Tochter – auf Folgendem: ein schönes Schloß für die Prinzessin, alte Bäume ringsum, ein noch schönerer Teich mit Seerosen, vor allem aber Schwäne.

Da ich mich überfordert fühlte, sagte ich dem Kurti, der eben den Theodor-Körner-Preis empfangen hatte, ziemlich unbekümmert, zu produzieren wäre – Format Soundso – ein Kasperltheater-Bühnenbild mit Schloß, Bäumen, Teich, Seerosen, Schwänen –.

Seither weiß ich ganz genau, was Grimm ist. Er lehnte nicht ab, widersprach nicht, er hatte keine Änderungswünsche – er ging hin und schuf das Werk.

Aber schwieg hartnäckig, als er es brachte.  
Das ist Grimm.

Und das Ganze ist länger als 30 Jahre her, also kann man es vergessen. Aber immerhin besitzen wir heute noch ein Kasperltheater-Bühnenbild von Kurt Absolon. Leider unsigniert. Allerdings wollten wir davon sprechen, daß er kein großer Dulder war.

Beim besten Willen kann ich mich nicht mehr dran erinnern, mit wievielen Menschen er es sich relativ bald und gründlich verscherzt hat.

Aber es waren einige. Vor allem Kollegen aus derselben Branche. Ich denke jetzt manchmal, wenn ich vor einer seiner Zeichnungen sitze, daß man sich über diese kritische Einstellung nicht wundern sollte. Niemand hat sich fanatischer auf ein Thema konzentrieren können als er, niemand hat dichtere Zeichnungen fertiggebracht als er. Und da konnte es dann schon sein, daß er – als Abreaktion vielleicht – anderen gehörig in die Parade fuhr, wenn er das Gefühl hatte, daß es da mit der Konzentration nicht sehr weit her war. Ob er gewisse Unarten vorausahnte, die voll zur Blüte kamen, als es ihn selbst nicht mehr gab?

Denn dieser Hang zur Aggression war haarscharf trennbar bei ihm: Dem realen Alltag, der heutzutage so vielen künstlerischen Moralisten das Leben so sauer macht, daß sie außer bösen oder bitteren Bonmots zum Tage kaum mehr etwas produzieren, stand er eher indifferent gegenüber. Zu seiner kleinen Schande muß zum Beispiel vermeldet werden, daß er bei einer Preisverleihung, bei der er immerhin die Hauptperson war, Größen wie den weltbekann-

ten Chirurgen Professor Schönbauer und den Innenminister der Republik Oskar Hellmer konsequent miteinander verwechselte. Natürlich lag es am gleichen Habitus und an der annähernd gleichen Gewichtung, natürlich haben es beide überstanden; Aber es gehört viel Phantasie dazu, so etwas etwa in unseren Tagen für möglich zu halten.

Ich selbst kann mich nur an eine einzige wirkliche Auseinandersetzung zwischen uns erinnern. Aber sogar hier beweist schon das Thema, daß es eigentlich um wenig ging: Er war ein großer Anhänger des Fußballklubs ‚Wacker‘. Sein Elternhaus stand nur ein paar hundert Meter vom legendären Wackerplatz in Meidling entfernt. Wir besuchten dort gemeinsam Meisterschaftsspiele – und einmal stritten wir uns erbittert über die Leistung eines damals wirklich berühmten Wacker-Fußballers namens Turl Brinek: weil ich gesagt hatte, er sei genau so schlecht gewesen wie der Tormann. Fast hätten wir uns geprügelt. Aber das war auch schon alles. Ganz anders war es, wenn es um die Kunst ging. Und da fällt mir etwas ein, das beide Seiten, die da so in ihm waren, gut beleuchtet: Es paßte ganz und gar zu ihm, daß er Zeichnungen oder Aquarelle oder Ölbilder, die er, kaum waren sie fertig, nicht mehr mochte, recht emotionslos zusammenrollte und in den Papierkorb warf. Dort lagen sie – solange es die Deli noch nicht gab, die dann sehr auf Ordnung sah – oft wochenlang. Sie waren ihm egal, er hatte sie vergessen. Aber dann passierte es, daß jemand auf einen kurzen Besuch vorbeikam – zum Beispiel ich – und recht vorwitzig im Papierkorb zu wühlen be-

gann. Ich zerterte dann manchmal ein solches Ding ans Tageslicht – und bot ihm Geld dafür. Natürlich nicht viel – aber er wollte wissen, warum in Dreiteufelsnamen. Und da machte ich einmal oder zweimal den Fehler, zu sagen, weil ich es für ein gutes Bild hielt: Da hat er mich fast hinausgeworfen. Ich finde, es lohnt wirklich, das unter die Lupe zu nehmen. Einerseits hatte er etwas ohne Emotionen gewogen, für zu leicht befunden und im Orkus deponiert: Es war ihm egal geworden. Andererseits gebärdete er sich Wochen später wie ein Feuerteufel, wenn da jemand kam und sein künstlerisches Urteil – zu seinem Vorteil! – korrigieren wollte.

Man kann das nicht leicht vergessen in einer Zeit, in der intensiv darüber debattiert wird, was Unbestechlichkeit ist.

Natürlich ist es mir zweimal oder dreimal gelungen, eines dieser Orkus-Bilder trotz allem in Sicherheit zu bringen, und vor einem Jahr etwa hat mir jemand für ein solches Schicksalsding viel Geld geboten. Erfolglos – denn ich halte mich für verpflichtet, seine Einstellung auch heute noch, nach Jahrzehnten, hier vertreten zu müssen: Was für ihn selbst, der es geschaffen hatte, keinen großen Wert besaß, sollte auch für andere – Irrtum hin, Spekulation her – gerechterweise keinen besitzen. Kunst-Marketing war seine Sache nicht. Wenn es Kaltnadelradierungen oder Lithographien von ihm gibt, dann nie mehr als 20, allerhöchstens 30 von einem Original. Die Ermunterung zur Idee, einer gut gelungenen Platte oder einem guten Stein durch kleinere oder größere Änderungen ein erfolgreiches zweites Leben

zu verschaffen, hätte bei ihm einen Tobsuchtsanfall ausgelöst.

Mir kommt an dieser Stelle der Gedanke, daß der kleine Versuch, das, was damals war, auf das zu projizieren, was heute ist, brauchbar war. Vielleicht sollte man zum guten Ende nochmals zurückzukehren zur Frage: Wie hätte der Kurt Absolon denn reagiert, hätte er manches, was sich heute in seinem Bereich begibt, erleben dürfen? Denn er war, als er gehen mußte, immerhin erst 33 Jahre alt –. Überraschend vieles hätte ihn, glaube ich, nicht gestört. Mit den Wilden wäre er jederzeit gut Freund gewesen, ihre konfusen Ideen hätte er – er konnte herrlich grinsen – grinsend akzeptiert und wäre dann halt, hätte er es für notwendig gehalten, ein klein wenig über sie hergefallen: die alte Spielregel der wirklich Starken.

Aber die Seiltänzer, die Schocktherapeuten, die Marketing-Artisten der Kunst, die ständig die Atomangst schüren, weil exzessive Bilder von atomaren Super-Gaus schon allein durch den höheren Quadratmeterbedarf mehr Geld einspielen – die hätte er nicht gemocht. Das Beste, was er ihnen nachgesagt hätte, wäre etwa auf der Linie vom Peter Altenberg gewesen, der da angesichts unzähliger Leute, die er atemlos, gehetzt und stets mit dem Blick auf die Uhr durch die Stadt rennen sah, souverän und entschuldigend zugleich dichtete: Hat er sich vielleicht gewünscht, da hereingeboren zu werden? Jetzt ist er nebbich da –

Was er nicht mochte, war die bloße Aussage, so ernsthaft, so anklagend, so weihevoll sie auch sein

mochte: Er witterte den Spekulanten dahinter, der das Thema einfach raffiniert ins Licht drehte und es dort stehen ließ: wohl wissend, nicht fähig zu sein, es zu gestalten. Von Schiller stammt der Satz: Weil dir in einer Sprache, die für dich dichtet und denkt, ein paar Verse gelungen sind, glaubst du schon, ein Dichter zu sein? – Das war es.

Mit einer Leidenschaft ohne Beispiel, ‚verdichtete‘ er ein Thema, das andere schon durch die Existenz überforderte, manchmal bis zur letzten, schon schmerzenden Konsequenz. Am Ende stand das Thema, das alles ausgelöst hatte, nur mehr am Rande: Die Fülle der Details hatte den Rahmen gesprengt.

Es ist daher schon klar, daß man ihn in den letzten Jahren nicht allzusehr ans Licht ließ, daß man kolportierte, es gebe ja – leider... – keine Blätter mehr

von seiner Hand, sehr bedauerlich, aber eben Realität... Vorne stand nur zu oft eine Kohorte von Handlungsbevollmächtigten für andere Kunst und bildete eine Phalanx, die ihr Gewicht hatte und sich unter Lustobjekten für Spekulanten nicht gerade den Kurt Absolon vorstellten: Anderes ging und geht einfacher.

Denn es stört einfach, nicht ahnen zu können, wieviel man heute für ein gutes Blatt von ihm investieren müßte, um in ein paar Jahren ein Vielfaches zu lukrieren. Und es stört vielleicht noch mehr, daß er selbst für unser Land schön langsam lange genug tot ist, als daß man sich – schlecht gelaunt – darum drücken könnte, zu sagen, wie gut, wie stark er war.

Ein paar kleine Unbequemlichkeiten. Aber bequem war er halt nie.